

DAS MENSCHLICHE GEHIRN UND SEINE LIEBLINGS-MEDIEN-SCHNIPSEL

VON MATTHIAS UHL

Wenn Marsbewohner auf die Erde kämen und einen analytischen Blick auf das Medium Fernsehen werfen würden, dann würde ihr Urteil, laut dem englischen Wissenschaftsmagazin *New Scientist*, „Primatenfernsehen“ lauten.¹ In der Tat kann man nicht leugnen, dass sich dieses Informations- und Unterhaltungsinstrument mit nichts anderem so intensiv beschäftigt wie mit den Angehörigen unserer eigenen Spezies.² Bei einer näheren Auseinandersetzung auch mit dem verwandten Medium Kino würde den außerirdischen Besuchern auffallen, dass Angehörige unserer Spezies sich in ihrer Freizeit bevorzugt von Handlungen unterhalten lassen, bei denen sich Vertreter ihrer eigenen Art entweder bedrohen, umbringen oder zu gemischtgeschlechtlichen Paaren zusammenfinden oder diese Elemente miteinander kombiniert werden.

Würden die gleichen Marsianer über eine visuelle Wahrnehmung verfügen, die sich vom infraroten bis zum ultravioletten Spektralbereich des Lichtes erstreckt, dann würde Ihnen bei genauerer Begutachtung des sensorischen Zugangs den Menschen zu ihrer Umwelt haben folgendes auffallen: nämlich, wie zufrieden diese Organismen mit ihrem höchst fragmentarischen mentalen Realitätsrepräsentat sind.³ Sie würden feststellen, dass es auf allen Kontinenten dieses Planeten als vollkommen normal gilt in der Dunkelheit gegen Gegenstände zu rennen, die im infraroten Bereich deutlich zu sehen sind. An sonnenhellen Stränden könnten sie das paradoxe Verhalten leichtbekleideter *Homo sapiens* studieren, die sich mit Wonne einer für sie unsichtbaren, dafür aber massiv hautschädigenden Strahlung aussetzen.

Allem gegenwärtigen Wissen zu Folge existieren auf dem sonnenferneren Nachbarplaneten der Erde keine Lebensformen, die potentiell geeignet wären uns Erdlingen einen solch extraterrestisch-wissenschaftlichen Besuch abzustatten. Dennoch eignet sich ein solches Szenario in besonderer Weise, um die Fragen einzuführen, denen sich dieser Aufsatz widmet, und deren gemeinsamer Nenner es ist, den Blick auf das zu lenken, was sich normalerweise dem menschlichen Blick entzieht: das Wesen der Wahrnehmung. Im ersten Abschnitt, „Die Grenze der Sinne“, wird der Frage nachgegangen, wie begrenzt oder besser fragmentarisch die sensorische Wahrnehmung unserer Spezies ist? Der Grund für die hier offensichtlich werdenden Potentiale und Grenzen der sensorischen Leistungsfä-

1 *New Scientist*, Jg. 178, Nr. 2395, S. 37.

2 Müller, Christine: *Der europäische Fernsehabend*, Köln 1999, S. 65ff.

3 Zur näheren Erörterung des visuellen Systems siehe Gregory, Richard L.: *Psychologie des Sehens*, Reinbeck 2001.

higkeit ist ein evolutionärer: wir sehen die Welt so, wie es für unsere nahen und auch fernen Vorfahren von Vorteil war. Im zweiten Abschnitt, „Das Ganze verleugnet seine Teile“, wird daran anknüpfend untersucht, in welcher Weise das menschliche Gehirn aus den Sinnesdaten das so gewohnte und konsistent erscheinende Alltagsweltbild konstruiert. Auf die Tatsache, dass soziale Zusammenhänge für die evolutionäre Entstehung der kognitiven Kapazitäten unserer Art eine ganz besondere Rolle gespielt haben wird im folgenden Abschnitt, „Evolutionäres Informationsmanagement“, eingegangen. Im letzten Teil, „Leckere Informationen – nicht alle Schnipsel sind gleich“, wird die zuvor dargelegte Beschaffenheit des menschlichen Weltverhältnisses auf den Umgang mit den in modernen Gesellschaften so omnipräsenten Medien, und hier speziell den Bewegtbildmedien angewandt. Anschließend an Erkenntnisse der evolutionären Psychologie legen vorläufige Daten des Siegener Forschungsprojekts „Soziale und anthropologische Faktoren der Mediennutzung“ nahe, dass die menschliche Psyche über evolvierte Präferenzen in ihrer Aufmerksamkeitssteuerung verfügt, die erhebliches Erklärungspotential im Kontext von Medienproduktion und -konsum haben.

DIE GRENZEN UNSERER SINNE

In seinem Aufsatz „Wie es ist, eine Fledermaus zu sein“, legt Thomas Nagel aus philosophischer Sicht dar, dass es uns Menschen unmöglich ist hinter das Wesen des Fledermausseins zu kommen.⁴ Physiologisch kann man einen solchen Vergleich jedoch sehr wohl anstellen. Untersucht man die Sinnesorgane beider Lebensformen, so fällt auf, dass die nachtaktiven Flugsäuger mit ihrem Ultraschall-ortungssystem über eine Wahrnehmungsmodalität verfügen, die Menschen gänzlich fremd ist – so praktisch sie auch wäre, um zum Beispiel im Keller den Lichtschalter zu finden.⁵ Weder können Menschen die für diese Art der Orientierung notwendigen Laute produzieren, noch können sie sie hören. Der wahrnehmbare Frequenzbereich reicht im besten Fall von 20 bis 20.000 Herz. Alles was darüber oder darunter liegt findet keinen Eingang ins menschliche Erleben. So bleibt sowohl die Fledermaus unbemerkt, die mit der Lautstärke eines Presslufthammers ihre Rufe ausstößt als auch die Infraschall-Kommunikation des Zooelefanten, mit der dieser sich über große Distanzen mit seinen Artgenossen verständigen kann.

Ähnliche ‚tote Winkel‘ lassen sich auch für die anderen menschlichen Sinne, Sehen, Schmecken, Riechen und Fühlen aufzeigen. Für jedes dieser sensorischen Tore zur Welt gibt es Erscheinungen und Phänomene, die auf Grund der Beschaffenheit des jeweiligen Sinnesorgans prinzipiell nicht den Weg in die bewusste Wahrnehmung finden können. Grund für diese Lücken in der Abbildung der Umwelt ist, dass die sensorischen Fähigkeiten des Menschen Ergebnis einer evolutio-

4 Nagel, Thomas: „Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?“ in: Hofstadter, Douglas R./Dennett, Daniel C.: *Einsichten ins Ich*, Stuttgart 1981, S. 375-388.

5 Birbaumer, Niels/Schmidt, Robert F.: *Biologische Psychologie*, Berlin 2003, S. 303ff.

nären Vergangenheit sind. Die zentrale Konsequenz dieses Entstehungshintergrundes ist eine Ausrichtung auf Nützlichkeit, nicht auf Wahrheit, wie Gerhard Roth es fasst,

denn es geht den Tieren und uns Menschen bei der Wahrnehmung ja nicht darum, die Welt so zu erfassen, wie sie tatsächlich ist. Dies wäre erstens völlig unmöglich, denn nur ein kleiner Teil dessen, was in der Welt passiert, kann überhaupt unsere Sinnesorgane erregen, und zweitens wäre es auch völlig unnützlich, denn nur wenig in der Welt ist für uns von Bedeutung. Die Sinnesorgane beschränken unsere Wahrnehmung schon durch ihre Bau- und Funktionsweise auf einen sehr kleinen Ausschnitt des Gesamtgeschehens in der Welt. Dieser ist allerdings meist derjenige, der von besonderer Bedeutung für unser Überleben ist und entsprechend der Bereich, in dem die Sinnesorgane am besten arbeiten. Das sollte uns nicht überraschen, denn die Strukturen der Welt, der Arbeitsbereich der Sinnesorgane und der Bereich der für unser Überleben wichtigen Dinge haben sich im Laufe der Evolution einander angepasst – zumindest so gut, wie es eben ging.⁶

Die Lücken im menschlichen Weltbild sind jedoch noch deutlich größer, als es die bisher angeführten Beispiele erwarten lassen. Es gibt nicht nur unzugängliche Bereiche innerhalb der von Menschen genutzten Sinnesmodalitäten, es gibt darüber hinaus auch vollkommen andere Sinnesleistungen. Ultraschall oder Infrarotlicht sind physikalische Phänomene, die sich vom hörbaren Schall und sichtbaren Licht durch ein mehr oder weniger an Wellenlänge unterscheiden. Sinneswahrnehmung die sich auf das Magnetfeld der Erde, wie im Fall von Zugvögeln, oder auf elektrische Felder, wie bei Haien, beziehen, sind Menschen dagegen qualitativ verschlossen. Mag man sich vielleicht noch ansatzweise vorstellen können, wie es wäre, eine weitere Farbe zu sehen, so ist ähnliches für einen Magnet- oder Elektrosinn in plausibler Weise nicht mehr möglich.

Auch im Fall dieser prinzipiellen Blindheit für manche Umweltaspekte liegt die Erklärung in der evolutionären Vergangenheit unserer Spezies. Bei allen Aspekten unserer Lebenswelt, die uns auf diese Weise entzogen sind handelt es sich um Faktoren, die nie so wichtig waren, dass der mehr oder weniger gelingende Umgang mit ihnen zu einem selektiven Druck hätte führen können. Das menschliche Bild der Welt ist somit ein höchst ökonomisches, bei dem es nie primär um eine akkurate Darstellung ging, sondern stets um Handlungsorientierung in einem kompetitiven Umfeld.

6 Roth, Gerhard: *Aus Sicht des Gehirns*, Frankfurt a.M. 2003, S. 72.

DAS GANZE VERLEUGNET SEINE TEILE

Der wichtigste Funktionsträger für den menschlichen Umgang mit der Welt sind jedoch nicht die Sinnesorgane, sondern das Gehirn als zentrale kognitive Instanz.⁷ Hier wird der sensorische Input der verschiedenen Quellen so verarbeitet und zusammengefügt, dass daraus das jedem Einzelnen bekannte subjektive Erleben der Welt entsteht. Dieses Erleben ist in seiner gefühlten Unmittelbarkeit so überzeugend, dass die vielfältigen Transformations- und Modifikationsprozesse die diesem Vorgang eigen sind, nur in den seltensten Fällen auffallen. Wenn man morgens die Augen öffnet, ist die Welt im wahrsten Sinne von einem Augenblick zum anderen da – keine Spur von Neuronen, Neurotransmittern oder einer modularen Verarbeitung.

Was solch scheinbar einfachen Wahrnehmungen fehlt, ist eine integrierte Rechenhaftigkeit über ihr Zustandekommen. Ganz entgegen des alltäglichen Eindrucks findet die zumeist recht komplexe Umwelt nicht in Form einer schlichten eins zu eins Repräsentation ihren Weg in das menschliche Bewusstsein. Im Fall der optischen Wahrnehmung folgen im Verlauf der sensorischen Weiterleitung mehrere Umschaltstationen. Darüber hinaus wird das Ursprungssignal in vielfacher Weise bearbeitet und analysiert. Schon die Verschaltung der Nervenzellen im Auge ist darauf ausgelegt vorzugsweise auf Unterschiede wie Hell/Dunkel zu reagieren und diese hervorzuheben. Wie intensiv diese Bearbeitung ist wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass es Farben eigentlich nicht gibt. Was physikalisch existiert sind elektromagnetische Wellen unterschiedlicher Länge, die von Menschen im Bereich zwischen 400 und 750 Nanometer wahrgenommen werden – was zum einen dem blauen und zum anderen dem roten Ende des Spektrums entspricht. Die Farberlebnisse, wie Blau und Rot, sind – so befremdlich dies klingen mag – jedoch keine Charakteristiken dieser physikalischen Erscheinungen. Diese und alle anderen Farben sind vielmehr Ergebnisse der neuronalen Verarbeitung unseres Gehirns. Auch wenn Fotos, Filme und mehr noch deren reale Vorlagen in brillantesten Farben erscheinen, finden sich die dafür verantwortlichen Farbtöpfe nicht allüberall in der Welt sondern einzig und allein im menschlichen Kopf.

Diese interne Konstruiertheit menschlichen Farbenerlebens darf jedoch nicht missverstanden werden im Sinne eines Anzeichens für dessen eigentliche Bedeutungslosigkeit oder Zufälligkeit. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass sich das Farbensehen im Rahmen der Evolution unserer äffischen Vorfahren als effektives „Hardware“-Informationsmanagement entwickelt hat. Individuen die zwischen verschiedenen Farben diskriminieren konnten, hatten bei der Suche nach farbigen Früchten in einem überwiegend grünen Lebensraum einen klaren und überlebensrelevanten Wettbewerbsvorteil. Eine derartige evolutionsbiologische Erklärung für die Genese dieser Erlebnisqualität zeigt, wie stark die fundamentalen Ei-

7 Greenfield, Susan A.: *Reiseführer Gehirn*, Heidelberg 2003.

genschaften unseres Wahrnehmungsapparates durch die Erfordernisse einer zum Teil sehr fernen Vergangenheit geprägt wurden.

Auch neurologische Störungen geben mitunter einen sehr beredten Einblick, in die Beschaffenheit dieser zumeist so selbstverständlichen kognitiven Mechanismen.⁸ In sehr seltenen Fällen kann durch Verletzungen der Großhirnrinde, obwohl die Fähigkeit zu Sehen weiter besteht, das Farbsehen selektiv verloren gehen. Auffällig an Patienten mit diesen Symptomen ist, dass mitunter auch jegliche Erinnerung daran, was es mit dem Phänomen Farben auf sich hat verloren geht. Von rot, grün, blau oder orange zu reden erscheint den so eingeschränkten zur Gänze sinnlos. In diesen Fällen lassen sich stets Schäden in bestimmten Regionen des visuellen Kortex nachweisen, die normalerweise für die Analyse von Farbe zuständig sind.⁹

Auch in Bezug auf die anderen Sinne kann man mit den Worten des Neurobiologen Wolf Singer sagen, „das Gehirn interpretiert“. Diesen Sachverhalt weiter ausführend fährt dieser fort:

Es wäre sicher falsch, Wahrnehmung als einen passiven Abbildungsprozess zu verstehen. Wir wissen, dass der Wahrnehmungsvorgang ein aktiver Prozess ist, wobei die Interpretationsregeln in der Architektur des Gehirns verankert sind. Die Art, wie wir die Welt sehen, ist determiniert durch die Struktur unserer Gehirne, die vermutlich auch anders hätte ausfallen können. Wir hätten nie nach kausalen Wechselwirkungen in der Umwelt oder nach dem Fluss der Zeit gesucht, wenn unsere Gehirne anders wären.¹⁰

So faszinierend all das ist, was uns unser Gehirn erleben lässt, so interessant ist auch, was uns dieses Organ vorenthält. Ganz gleich wie tief und angestrengt man über den Vorgang des Denkens und das Erkennen der Welt nachdenkt, man gelangt nie auf eine Ebene, auf der die faktischen Träger des Denkens, die Nervenzellen, wenn schon nicht sichtbar, so doch zumindest erlebbar werden. Die neurobiologischen Bausteine kognitiver Prozesse bleiben stets unterhalb der menschlichen Wahrnehmungsschwelle. Nur deren kollektive Behandlung mit zweifelhaften Stimulantien wie Alkohol oder Nikotin macht auf indirekte Weise das stoffliche Substrat jeglicher geistiger Vorgänge erfahrbar – über dessen Manipulation und die damit verbundenen Zustandsänderungen des Gesamtsystems.

Die Ganzheitlichkeit mit der die jeweils präsente Umwelt im Bewusstsein erscheint lässt sich auf der Verarbeitungsebene nicht feststellen. Hier trifft man, wie auch schon angedeutet, auf einen in vielen Phasen modularen Prozess, der solch hochspezifische Ausfallerscheinungen wie einen hirnbedingten Verlust des Farbsehens erst möglich macht. In der knapp eineinhalb Kilo schweren Gewebe-

8 Ramachandran, Vilaynur S./Blakeslee, Sandra: *Die blinde Frau, die sehen kann*, Reinbeck 2002.

9 Sacks, Oliver: *Die Insel der Farbenblinden*, Reinbeck 1997, S. 20.

10 Singer, Wolf: *Ein neues Menschenbild*, Frankfurt a.M. 2003, S. 72.

masse innerhalb der Schädelkapsel laufen die verschiedenen sensorischen Inputs als gewissermaßen standardisierte elektrochemische Signale ein, werden dort weiterverarbeitet, miteinander in Beziehung gesetzt und ergeben – ohne das diese komplexen Abläufe auch nur ansatzweise offensichtlich werden – ein zu meist sehr stimmiges Bild der Welt. Auch dieser Mangel an Information über das informationsverarbeitende System selbst verdankt sich dessen Entstehung – ein mehr an Selbstreferenz war, wie es scheint, zu keinem Zeitpunkt ein handlungsrelevanter Faktor.

EVOLUTIONÄRES INFORMATIONSMANAGEMENT

Auf der sensorischen Ebene existiert kein Unterschied zwischen Affen und Menschen. Das Organ, das für den eindeutigen Unterschied im Selbst- und Weltbezug verantwortlich ist, ist das Gehirn. Die in der Folge unausweichliche Frage ist, wie es zu diesem so bedeutenden Unterschied kam.

Genetisch haben die heutigen Menschen mit ihrem engsten äffischen Verwandten, dem Schimpansen, eine neunundneunzigprozentige Übereinstimmung. Der letzte gemeinsame Vorfahre lebte vor zirka siebeneinhalb Millionen Jahren in Afrika. Von diesem Zeitpunkt bis vor zirka zwei Millionen Jahren passierte vergleichsweise wenig mit der puddinghaften Masse im Schädel unserer Vorfahren. In der verbleibenden Zeitspanne zur Jetztzeit verdreifachte sich jedoch das Volumen des Gehirns. Was Menschen heute als ihre kognitiven Fähigkeiten erleben und alltäglich einsetzen muss als Frucht dieser evolutionär äußerst jungen Vergangenheit betrachtet werden.

Die Fossilien, die diese rasante Entwicklung nachzeichnen erlauben jedoch keinen direkten Rückschluss auf deren Ursache. Die entscheidende Komponente für die Herausbildung eines großen Denkorgans wurde, wechselnden Moden folgend, unter anderem im aufrechten Gang, dem Werkzeuggebrauch oder dem Einsatz von Distanzwaffen wie dem Speer gesehen. Inzwischen hat sich in der Diskussion jedoch eine gewissermaßen menschlichere Erklärung durchgesetzt: Hauptursache für die heutige geistige Leistungsfähigkeit der Spezies *Homo sapiens* scheint der Umstand eines komplexen Soziallebens in relativ großen Gruppen zu sein. Der Ursprung der Intelligenz ist somit sozial.

Das Faktum, dass diese Hypothese am besten belegt findet sich erneut in der Anatomie unseres Gehirns. Neben dem allgemeinen Wachstum dieses Organs im Prozess der Menschwerdung lässt sich eine Region ausmachen, deren Größengewinn eindeutig überproportional ist. Diese Region, der Neokortex, ist der Teil des Gehirns, der sich hinter der Stirn befindet. Das auffällige und überdurchschnittliche Wachstum dieses Gehirnteils wird jedoch im Erklärungszusammenhang der Genese menschlicher Intelligenz erst durch eine Beobachtung an Primaten bedeutungsvoll. Bei soziallebenden Affen lässt sich ein starker Zusammenhang zwischen der relativen Größe dieses Areal und der Gruppengröße der je-

weiligen Spezies feststellen¹¹: Je größer die Zahl der zusammenlebenden Individuen, desto größer der Neokortex in den Köpfen. Der Zusammenhang, der sich aus diesen Beobachtungen ergab wurde in der Folge auch auf das menschliche Gehirn angewendet, bei dem sich – gemäß der vorher gewonnenen Vergleichsdaten – herausstellte, dass es von seinen biologischen Voraussetzungen für eine Gruppengröße von zirka 150 Individuen ausgelegt ist. Eine Zahl die bedeutungsvoll wird, wenn man in Betracht zieht, dass eine Vielzahl von ethnologisch-anthropologischen Studien darauf verweisen, dass dies die Individuenzahl typischer Jäger- und Sammlerlebensgemeinschaften ist – der Sozialform, die bis zur Sesshaftwerdung unserer Vorfahren vor rund 10.000 Jahren, das Leben bestimmte.

Warum aber, so muss man an dieser Stelle fragen, soll die Zunahme der Gruppengröße zu einer so einschneidenden Vergrößerung des menschlichen Denkorgans geführt haben? Bei einer in großen Zügen gleich bleibenden Umwelt mussten die auslösenden Faktoren innerhalb der vergrößerten Sozialgruppen zu finden sein. Es zeigte sich, dass die Interaktionen zwischen den Individuen der Problemhorizont sind, von dem der Selektionsdruck ausging, der zur so rapiden Vergrößerung des menschlichen Gehirns führte. Das Leben in einer großen Gruppe ist auf Grund der Vielzahl von Interaktionen so komplex, dass diejenigen einen überlebens- und fortpflanzungsrelevanten Vorteil haben, die in der Lage sind diese Zusammenhänge zu erkennen, nachzuvollziehen und wenn möglich zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Die kognitive Leistungsfähigkeit unserer Art entstand somit evolutionär als strategisches Werkzeug im menschlichen Mit- und Gegeneinander.

Auch wenn Intelligenz heute immer wieder abstrakt als Fähigkeit zur Problemlösung beschrieben wird, ist diese nicht als unspezifisches Universalwerkzeug entstanden. Der Nährboden auf dem die Fähigkeit des menschlichen Denkens heranwuchs war ein kompetitives Miteinander von Individuen.¹² Der Umgang mit einer rauen Umwelt war im Vergleich dazu eher unbedeutend – schlagender Beleg hierfür sind fünftausend andere Säugetierarten, die trotz ihrer vergleichsweise kleinen Gehirne ebenfalls bis ins Heute überlebt haben.

LECKERE INFORMATIONEN – NICHT ALLE SCHNIPSEL SIND GLEICH

Es war schon im Zusammenhang mit den Sinnesorganen von einem körpereigenen Informationsmanagement die Rede: Wahrgenommen werden die Bestandteile unserer Umwelt, deren Einbezug in Handlungsplanungen in der Vergangenheit einen signifikanten Unterschied im Überlebens- und Reproduktionserfolg machten. Diese evolutionäre Rationalität findet auch eine Fortsetzung in der Art und Weise, in der die von den Sinnesorganen gelieferten Daten vom Gehirn weiterverarbeitet werden. Dies bedeutet konkret, dass unser Gehirn verschiedenen

11 Dunbar, Robin: *Klatsch und Tratsch*, München 2000, S. 75ff.

12 Barkow, Jerome u.a. (Hrsg.): *The adapted Mind*, Oxford 1992.

Teilen der Welt unterschiedlich viel Aufmerksamkeit und Verarbeitungsleistung zukommen lässt – also „über Filterprozesse verfügen muss, die ihm erlauben, aus der Fülle der Informationen die wesentlichen zu entnehmen und diejenigen, die nicht unmittelbar relevant erscheinen, auszublenden oder allenfalls beiläufig zu registrieren.“¹³

Für den Medienbereich bedeutet dies, dass eine Selektivität in Bezug auf Inhalte erwartet werden muss. Es steht zu erwarten, dass in besonderer Weise Elemente Interesse hervorrufen, deren handlungsrelevante Rezeption in der stammesgeschichtlichen Vergangenheit von strategischem Vorteil war. Genau dies war es, was die Redakteure des *New Scientist* meinten, als sie potentiellen marianischen Wissenschaftlern das Urteil ‚Primatenfernsehen‘ in den Mund legten.

Zu einem differenzierteren Urteil kommt eine Studie, die sich mit dem Inhalt von Sensationsnachrichten über mehrere Jahrhunderte hinweg auseinandersetzt.¹⁴ Die Zeitungen aus verschiedenen Teilen der Welt berücksichtigende Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, dass Nachrichten die ansonsten unbekannte Personen auf die Titelseite bringen sich in wenigen Geschehnis-Kategorien erfassen lassen.

Das Teilprojekt „Soziale und anthropologische Faktoren der Mediennutzung“ (2002-2005) des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs der Universität Siegen untersuchte anhand eines kulturübergreifenden Vergleichs von erfolgreichen Kinofilmen die Frage evolutionär gewachsener Präferenzen im Rahmen fiktionaler Handlungen. Als Untersuchungsmaterial dienten dabei die erfolgreichsten Hollywood- und Bollywoodproduktionen aller Zeiten. Diese wurden mittels standardisierter Fragebögen auf ihren Gehalt in den Zusammenhängen Verwandtschaft, Partnerwahl, Freundschaft, Status, Gruppenkonflikt, Ressourcen, physische Gefahr und Rache untersucht. Die zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Artikels vorhandenen Zwischenergebnisse deuten darauf hin, dass kulturübergreifend Partnerwahl und physische Gefahr die dominierenden Handlungselemente erfolgreicher Kinofilme sind, wobei diese sehr unterschiedlich in Szene gesetzt werden können. Diese Aussage fußt auf einem vorläufigen Sample von insgesamt vierzig Filmen, das bis zum Ende der Untersuchung auf einhundert westliche und fünfzig indische Filme ausgeweitet werden soll. An die inhaltliche Erfassung der Filme schließt sich dabei eine statistische Auswertung an, die es erlaubt valide Aussagen über das Korpus zu machen.

Wichtig im Zusammenhang einer solchen, auf Universalien ausgerichteten Filmanalyse, ist es, zu betonen, dass es sich hierbei nicht um ein deterministisches Konzept handelt. Der evolutionäre Hintergrund menschlicher Kognition führt lediglich dazu, dass es Klassen von Geschehnissen gibt, die tendenziell mit mehr Aufmerksamkeit bedacht werden als andere.

13 Suckfüll, Monika: *Rezeptionsmodalitäten*, München 2004, S. 261.

14 Davis, Hank/McLeod, S. Lyndsay: „Why humans value sensational news. An evolutionary perspective“, in: *Evolution and Human Behavior*, Jg. 24, Nr. 3, 2003, S. 208-216.

Die Arbeitshypothese, dass es evolutionär entstandene Präferenzen im Umgang mit Medien gibt, verweigert sich zudem einer dichotomen Gegenüberstellung von Kultur und Natur – einer Sichtweise, die insgesamt als überholt betrachtet werden kann und deren Begriffe heute kausal in der Weise verbunden werden, dass Kultur die Natur des Menschen ist.¹⁵ Dass auf Grund der biohistorischen Genese des menschlichen Gehirns, dieses über Wahrnehmungspräferenzen verfügt, zieht somit keine Kulturunterschiede negierenden Folgerungen nach sich. Es sind vielmehr genau diese Voraussetzungen, auf denen die Vielfalt der Kulturen und Kulturprodukte beruht.

Ebenfalls auf diesen Voraussetzungen basiert auch eine abschließend noch zu erwähnende zentrale Paradoxie der Medienunterhaltung, die auf Grund ihrer Alltäglichkeit nur in den seltensten Fällen überhaupt wahrgenommen wird: die menschliche Vorliebe für unterhaltende, fiktionale Stoffe. Die Vernunft der Aufklärung und der Homo oeconomicus der Wirtschaftswissenschaften sehen sich hier einem Verhalten gegenüber, dass es, wenn die Psyche wirklich in ihrem Sinne vernünftig oder ökonomisch wäre, nicht geben dürfte. Warum sollten Wesen, deren Handlungen rein rational sind oder einem zentralen Nutzenkalkül folgen, Zeit und Ressourcen für den Konsum von Medienprodukten aufwenden, die keinen anderen Nutzen haben, als zu unterhalten?

Diese auf den ersten Blick etwas bizarre Frage lenkt noch einmal den Blick auf das zentral erklärungsbedürftige Phänomen: Unterhaltung. Dabei handelt es sich um einen Oberbegriff, der sich unter anderem auf so unterschiedliche Zustände wie Spannung, Romantik, Komik und Angst-Lust beziehen kann. Bei all diesen Erlebensformen, so unterschiedlich sie auch sein mögen, handelt es sich nicht um objektive Eigenschaften der jeweiligen Medienprodukte. Gleich den Farben wird der Eindruck der Unterhaltung erst im menschlichen Gehirn generiert. Und – wissend um den Entstehungshintergrund dieses Organs – schließt sich damit unausweichlich die Frage nach dem evolutionären ‚Warum‘ an. Das Menschen heute Kinofilme und Fernsehserien als unterhaltend erleben ist eine Frucht des evolutionär entstandenen Informationsmanagements unserer Art: Die beschränkte Ressource Aufmerksamkeit, deren Ursprung die Zuwendung zu Handlungs- und Überlebensrelevanten Vorgängen in der Umwelt ist, wird im Medienkontext für menschlichen Interaktionen verbraucht, die es gar nicht gibt – ein Phänomen dessen individuelle aber auch stammesgeschichtliche Erforschung im Rahmen einer entstehenden evolutionären Medienanthropologie erst am Anfang steht.

15 Tomasello, Michael: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*, Frankfurt a.M. 2002, S. 10.